Oktoberlied

Autor(en): **Storm, Theodor**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 43

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645033

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
24. Oktober
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Oktoberlied.

Von Theodor Storm.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Der verkehrte Jakob Stockauer.

Erzählung von Alfred Huggenberger. 1

I.

Wenn Jakob Stockauer jeweilen seine Zeit wieder gekommen fühlt, dann steigt er, womöglich am hellsten Werktag, nach dem Mittagessen in seine Knechtekammer hinauf, schabt sich ohne Hast die Bartstoppeln vom Kinn und zieht die halbleinene Sonntagskluft an. Hierauf erschließt er die mit zwei groben Vorlegschlössern versehene Kleiderkiste, um ihr die in einer zerknitterten Schweinsblase aufbewahrten „Schiefern" zu entnehmen: den Lohn für drei oder vier Arbeitsmonate, den ihm sein Meister, der Züblin auf dem Schmalzboden, am vorigen Abend mit verkniffener Miene auf den Tisch hingelegt hat. Zweimal, dreimal werden die Geldstücke jetzt auf dem einbeinigen Wandtischlein von ihrem neuen Besitzer bei geschlossenem Kammerfenster nachgezählt; schön eins nach dem andern läßt er sie zwischen den klauigen Fingern durchgleiten, wobei Besitzfreude und Mißtrauen auf seinem Antlitz einen zähen Kampf ausfechten. Zuletzt streicht er den kleinen Schatz regelmäßig mit einer scharfen Handbewegung zusammen und verbannt ihn wieder in die Schweinsblase, die er, das offene Ende tüchtig zusammengeknüllt, im geräumigen Hosensack verschwinden läßt. „Ihr macht den Jakob Stockauer allweg nicht verruckt, ihr Lastervögel", brummelt er dabei und wirft sich mit Siegergebärde in die Brust. Pfeifend steigt er die Holztreppe hinab, den Haken des verläßlichen Regenschirmes in der Faust. Der Regenschirm ist an solchen bedeutungsvollen Tagen sein zweites Ich, seine Stütze, seine Zuversicht, sein Glaube. Wenn er den einmal richtig zwischen den Fingern hat, dann ist jede Anfechtung überwunden und tot gemacht: die „Schiefern" müssen verschlemmt werden. Der Holzer Streuni mag ihm vom Scheunentörchen aus noch so beschwörend nachrufen: „O Jakob, Jakob — die schönen Batzen! Das Herz tut einem weh!" Er sieht sich kaum nach dem alten Rappenspalter um. „Die Welt ist verkehrt genug, daß jeder Verkehrte den andern für verkehrt ansehen darf."

Jakob Stockauer hat vor keiner Arbeit Angst. Auch nicht vor der dicksten Bohnensuppe, mit Speckbrocken gewürzt. Es gibt auf der Welt nur zwei Dinge, die ihm zu schaffen geben: das Geld, das ihn dumm machen könnte, und die Aline Käch in Gutengrund, die ihn heiraten will. Von den vielen Lebenslehren, die ihm ein weitgereister Walzbruder vor Jahren gab, sind ihm zwei zutiefst geblieben und haben in seiner Seele Ankergrund gefaßt:

Wer Geld errafft,
Ist dem Geld verhaft',

und

Heiraten aus Brunst,
Die Höll' umsunst!

Nun hat ja seine verschwiegene Neigung zu der Meisterstochter, der wohlgewachsenen Grete Züblin mit den klaren Braunaugen und dem stolzen Gang, durchaus nichts mit Sinnenfreude zu tun. Aber da ist eben noch diese verflixt mollige Aline Käch, des Scheidwegwirtes Haus- und Feldmagd. Er ist mit ihr in Kleinfischbach drüben in die Schule gegangen, und die zwei Kinder haben einmal